

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00345-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Lilys blaue Augen brannten sich in den Schriftzug über dem Bug. «Cordelia», flüsterte sie.

Warum hatte er diesen Namen gewählt? Alfred Karsten taufte seine Schiffe schon immer nach weiblichen Shakespeare-Heldinnen. Aber Cordelia, die verstoßene Lieblingstochter? Wollte er ihr damit sagen, dass auch er so enttäuscht von ihr gewesen war, dass er sie verbannen musste? Oder dass er, genau wie König Lear, seine verstoßene Tochter Cordelia schmerzlich vermisste und erkennen musste, dass er ihr unrecht getan hatte? Es musste eine Botschaft an sie sein, da war sie sich sicher. Nur welche? Cordelias berühmte Worte kamen ihr in den Sinn: Ich bin nicht die Erste, die, Gutes wollend, dulden muss das Schwerste.

Lilys Blick verlor sich über dem Meer, dem endlosen Wasser, das hier in England winters wie sommers grau zu sein schien. Beinahe meinte sie, in der Ferne die Umrisse einer Stadt ausmachen zu können. Dort waren die fünf Kirchtürme Hamburgs, der grüne Michel, das Rathaus, das aus dem Dunst aufragte. Doch sie wusste, dass es nur ein Trugbild war, Geister der Vergangenheit, die sich sogleich in Rauch auflösen würden.

Eines Tages, dachte sie. Eines Tages stehe ich auch dort oben. Und fahre zurück nach Hause.

Miriam Georg, geboren 1987, ist freiberufliche Korrektorin und Lektorin. Sie hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Amerikanisch-Indianische Literatur. Wenn sie sich nicht auf einer ihrer Reisen befindet, lebt die Autorin mit ihrer gehörlosen kleinen Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin-Neukölln.

Miriam Georg online: www.instagram.com/mina_gold

Miriam Georg

Elbstürme

Eine hanseatische Familiensaga

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Hanne Reinhardt

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Shutterstock, Magdalena

Zyzniewska / Trevillion Images, Richard Jenkins

Karte Peter Palm, Berlin

Satz aus der Minion Pro

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00345-5

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



PROLOG

Der Junge beobachtete den Mond. Heute war er klein und blass, beinahe nur ein Strich, der silbrig über den wogenden Baumwipfeln schwebte. Dafür war die Nacht dunkler als sonst. Die Ecken waren schwärzer. Das Knacken im Gebälk bedrohlicher. Er mochte es lieber, wenn der Mond voll war, sein Licht bis zu ihm ins Zimmer drang. Dann malte er mit seinen Händen Schattenfiguren an die Wände, wie seine Schwester es ihm gezeigt hatte.

Einen Hund. Eine Schlange. Manchmal eine Maus.

Außerdem war da ein Gesicht im Mond, wenn er groß und rund am Himmel stand. Ein freundliches, helles Gesicht, das ihm zuzuzwinkern schien.

Der Junge nannte das Gesicht Freund.

«Hallo, Freund», sagte er leise, wenn er auf die Fensterbank kletterte, und winkte ihm mit seiner kleinen Hand. Und der Mann im Mond über dem Dach des Pferdestalls zwinkerte als Antwort.

Der Junge wusste noch nicht lange, was ein Freund war. Erst die anderen Kinder hier hatten es ihm gezeigt. Hatten ihm erklärt, dass er keine Freunde hatte und deshalb nicht dazugehörte. Richtig verstanden hatte er es nicht, aber er wusste, dass er falsch war. Monster nannten ihn manche der Älteren. Deswegen war er auch nicht mehr bei seiner Familie. Weil sie ihn nicht mehr gewollt hatten. Weil er zu schrecklich aussah, sein Körper nicht so funktionierte wie bei einem richtigen Kind.

Zaghafte blickte er über die Schulter in den Schlafräum hinter sich. Er musste leise sein. Man durfte ihn nicht hier am Fenster erwischen. Sonst kam die Nachtschwester mit dem Stock. Er beobachtete die Sichel am Nachthimmel. Die Sterne blinkten wie die Glühwürmchen im Sommer daheim im Garten. Er wusste, dass irgendwo

dort oben der Sandmann wohnte. Abends kam er auf die Erde, um den Kindern süße Milch in die Augen zu spritzen. Dann hatten sie die ganze Nacht lang wundervolle Träume. Der Junge träumte nicht oft, aber wenn, dann war er in seinen Träumen wieder daheim. Bei seinem Vater, der mit ihm Zinnsoldaten spielte. Bei seiner Mutter und seiner Schwester, die ihm das Märchen vom Sandmann so oft vorgelesen hatten. Er wusste, dass er für sie kein Monster war, aber er verstand nicht, warum er nicht mehr bei ihnen sein konnte. Wenn er von ihnen träumte, wachte er weinend auf. Hatte solche Sehnsucht nach daheim, dass er vor Schluchzen keine Luft mehr bekam. Er weinte und schrie nach seiner Mutter, schlug um sich, brüllte, dass er nach Hause wollte.

Dann sperrten sie ihn in den Keller.

Dort unten war es pechschwarz und kalt. In der Finsternis sah er Gesichter und seltsame Gestalten. Er hörte Geräusche, Knurren und Rascheln, die ihn vor Angst erstarren ließen.

Im Keller wohnten Hexen und Kobolde.

Wenn sie ihn hineinschleiften und die Tür hinter ihm zuwarfen, krabbelte er so schnell er konnte in eine Ecke, presste sich gegen die Wand und steckte die Finger in die Ohren, damit er nicht hören oder sehen musste, was im Dunkeln auf ihn lauerte.

Er hatte schreckliche Angst vor dem Keller.

Deswegen hatte er sich angewöhnt, nachts auf das Fensterbrett zu klettern. «Keine Träume!», sagte er zum Nachthimmel und hoffte, dass das Sandmännchen ihn hörte. Heute war der Mond so schmal, fast war er gar nicht zu sehen. Wo geht er hin?, dachte der Junge und stützte das Kinn in die Hände. Wenn der Mond klein und kleiner wurde, fürchtete er, dass er für immer verschwand. Letzte Nacht hatte er wieder geträumt. Er war nicht in den Keller gekommen, aber er hatte zur Strafe

den ganzen Tag nichts zu essen gekriegt. Vielleicht hat das Sandmännchen nicht richtig verstanden, dachte er jetzt und warf einen Blick hinter sich. Vielleicht musste er es ihm noch einmal erklären.

Alles war ruhig im Schlafsaal, ein Junge murmelte etwas im Traum, ein anderer drehte sich um und warf dabei sein Kissen auf den Boden.

Er wartete einen Moment. Dann öffnete er das Fenster. Die Nacht war kälter, als er gedacht hatte. Ein Schauer erfasste seinen kleinen Körper. Aber er mochte das Gefühl der feuchten Luft auf seinen Wangen. Es roch nach Regen, vielleicht auch ein bisschen nach Schnee. Unten im Stall hörte er ein Pferd schnauben.

Vorsichtig zog er einen Schemel heran und kletterte hinauf. Dann schwang er ein Bein über das Fensterbrett. Mit offenem Fenster erschien ihm alles viel deutlicher. Er hörte den Wind in den Bäumen, spürte das feuchte Holz unter den Fingern. Zaghafth schwang er das zweite Bein herüber und saß nun in der Nacht.

Es war ein herrliches Gefühl. Beinahe schien es, als blinkten die Sterne nur für ihn.

Plötzlich hörte er eine Stimme hinter sich. «Michel, was machst du denn?»

Erschrocken fuhr der Junge herum. Er verlor das Gleichgewicht. Seine Hand rutschte vom Fensterrahmen. Hilflos ruderte er mit den Armen, doch es war zu spät. Er konnte sich nicht mehr halten, nicht einmal schreien.

Michel fiel, lautlos und stumm wie ein Schatten, in die dunkle Nacht hinein.

Über dem Stall blinkten die Sterne, und der kleine Sichelmond verschwand hinter einer Wolke.

Teil 1

Liverpool 1890

1

Lily von Cappeln schob den Schleier ihres Hutes beiseite und blickte dem Schiff nach, das sich langsam seinen Weg aufs offene Meer hinaus bahnte. Der Bug brachte das Wasser des Hafens zum Schäumen, die blau-weiße Kontorflagge der Karsten-Reederei flatterte im Wind. Weit vorne an der Reling stand eine junge Frau in einem grünen Kleid. Die anderen Passagiere winkten und riefen, waren dem Hafen zugewandt, den Menschen, die zurückblieben. Die Frau aber blickte starr nach vorne auf das dunkle Wasser, einen entschlossenen Ausdruck auf dem Gesicht, als gäbe es nur sie und den zu bezwingenden Ozean.

Lily konnte die Augen nicht von ihr lösen. Es war, als betrachtete sie ein Traumbild. *Ich* sollte dort stehen, dachte sie und spürte, wie ein altbekannter Schmerz sie durchströmte. In letzter Zeit war es schwerer geworden, ihn in Worte zu fassen. Er veränderte sich, verlor die scharfen Kanten, war weniger brennend als am Anfang. Aber immer noch nahm er ihr in seiner Heftigkeit den Atem.

Er hatte verschiedene Gesichter, der Schmerz. Meistens das kleine weiße ihres Bruders Michel. Manchmal schoben sich aber auch die warmen und sorgenvollen Augen ihrer Mutter Sylta dazwischen. Oder Lily hatte plötzlich den Duft von alten Büchern in der Nase und sah ihren Vater vor sich. Immer aber war da diese eine Stimme. Dieser eine Geruch. Dieser eine Mensch, der alles überlagerte. Den sie einfach nicht vergessen konnte.

Egal, wie sehr sie es auch versuchte.

Um sie herum herrschte rege Geschäftigkeit. Riesige Dampfpumpwerke verrichteten am Kai ihre Arbeit, Taue wurden eingezogen, die Gangway zurück an ih-

ren Platz geschoben. Menschen riefen durcheinander, einige weinten, andere winkten immer noch. Lily winkte nicht. Es gab auf diesem Schiff niemanden, den sie kannte – wie auf allen anderen, die in den letzten drei Jahren den Hafen von Liverpool verlassen hatten. Trotzdem stand sie beinahe jede Woche am Kai und sah beim Ablegen zu.

Dies war das erste Schiff der Karsten-Reederei, das seit ihrer Flucht nach England hier zu Wasser gelassen wurde. Es würde für die neue Kalkutta-Linie fahren, der ganze Stolz ihrer Familie. Indien, dachte Lily und hatte plötzlich die Stimme ihres Bruders im Ohr: «Es ist so heiß, dass du nicht richtig denken kannst. In den Mangrovensümpfen wimmelt es von Tigern, Leoparden und Giftschlangen. Glitzernde Paläste stehen neben den armseligsten Schlammhütten, Elefanten verrichten die Arbeiten auf den Feldern, Affen sind zu Leibdienern abgerichtet. Sie haben dort Krankheiten, die dich bei lebendigem Leibe verfaulen lassen. Aber auch Schätze, so unvorstellbar wertvoll, dass wir nicht einmal davon träumen können.» Franz hatte immer mit Begeisterung, aber auch voller Ehrfurcht von dem fremden Kontinent und der Hauptstadt der britischen Kolonialmacht erzählt, die das neue Ziel der Linie werden sollte. Früher hatte Lily diesen Geschichten sehn suchtvoll gelauscht, mit Michel am Kaminfeuer ganze Abende lang über Zeichnungen von Elefanten und Tigern gebrütet und versucht, die seltsamen Tiere nachzumalen, die ihnen vorkamen wie Kreaturen aus einem Märchen. Damals hatte sie heimlich davon geträumt, einmal mitzufahren in die fernen Länder, die die Karsten-Schiffe ansteuerten, Abenteuer zu erleben wie die Protagonisten aus ihren Büchern.

Aber die Fremde interessierte sie nicht mehr. Jetzt wollte sie nur noch eines: nach Hamburg zurückkehren.

Ihr Vater hatte sie in einem Brief über den heutigen Stapellauf informiert.

«Warum sollte mich das kümmern?» Verblüfft hatte sie beim Lesen die Stirn gerunzelt. In den letzten Jahren hatten sich die Konversationen mit Alfred Karsten auf das Nötigste beschränkt.

Ihre Mutter Sylta schrieb Lily beinahe jeden Tag, sammelte die Briefe und schickte dann ein ganzes Bündel auf einmal, das sie stets sehnsgütig erwartete. Immer roch es nach Syltas Rosencreme, und wenn Lily die Schleife aufgezogen hatte, presste sie sich das Papier an die Nase, roch an jedem einzelnen Umschlag, sog den vertrauten Duft ein, und ein wenig war es in diesen Momenten, als würde ihre Mutter sie umarmen. Von ihrem Vater jedoch hatte sie bisher nur einen einzigen Brief erhalten, direkt nach ihrer Ankunft hier. Darin hatte er mitgeteilt, dass Lilys kleiner Bruder Michel noch lebte. Dass sie seinen Tod vorgetäuscht hatten, damit Lily auf das Schiff nach England ging. Sie sollte ihr uneheliches Kind weit weg von Hamburg bekommen, wo niemand sie kannte.

Wo sie die Ehre der Familie nicht beschmutzte.

Alle waren sie eingeweiht gewesen, sogar ihre Mutter. Sie hatten sie getäuscht, um ihren Willen zu brechen. Lily erinnerte sich noch genau daran, wie es war, die Worte zu lesen. Ihr Körper fühlte sich an wie mit Tausenden kleinen Nadelstichen überzogen, sie bekam kaum Luft, der Schock beinahe genauso schlimm wie zuvor die Nachricht von Michels Tod. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so verraten gefühlt.

Aber nachdem sich der erste Schmerz, das erste Entsetzen gelegt hatte, war die Freude darüber erwacht, dass er noch lebte. Manchmal dachte sie, dass sie nur deswegen die erste schreckliche Zeit in Liverpool überstanden hatte. Der Gedanke an sein unschuldiges Gesicht, sein weiches rotes Haar, seinen Kinderduft ließ sie

die Hochzeit mit Henry überstehen, die Einsamkeit ertragen.

Ihre Mutter bat sie bald darauf um Verzeihung:

Es war die einzige Aussicht, dich eines Tages wieder bei uns zu haben und irgendwann wieder ein normales Leben zu führen. Als Familie. Wenn du mir nicht verzeihen kannst, versteh ich das. Aber ich würde es wieder tun. Für dich würde ich alles tun, Lily. Für jedes meiner Kinder. Vielleicht wirst du es eines Tages verstehen, wenn du selbst Mutter bist: dass man manchmal das Schlimmste tun muss, um seine Kinder vor noch Schlimmerem zu bewahren. Auch wenn es einem das Herz bricht.

Und irgendwo, ganz tief in ihrem Inneren, konnte Lily es tatsächlich verstehen. Ihre Eltern waren keine schlechten Menschen, sie hatten aus Verzweiflung gehandelt. Dass sie nur ihren eigenen Standpunkt sahen und andere Möglichkeiten oder Perspektiven nicht zuließen, war nicht zu ändern. Im Laufe der Zeit, als ihr Bauch sich immer stärker rundete, hatte sich etwas in ihr verlagert. Vergessen würde sie es niemals. Aber sie verstand, dass sie nur ihr eigenes Herz vergiftete, wenn sie nicht verzieh.

Ihr Vater jedoch hatte sich nie erklärt oder gar entschuldigt. Er setzte oft ein paar Zeilen unter die Unterschrift ihrer Mutter, blieb aber immer distanziert. Meistens ging es um Geschäftliches, das Haus oder ihre monatliche Zuwendung. So hatte auch Lily nie den ersten Schritt auf ihn zu gewagt, und je mehr Zeit verging, desto unmöglich er schien es zu werden.

Doch nun brannten sich Lilies blaue Augen in den Schriftzug über dem Bug. «Cordelia», flüsterte sie.

Warum hatte er diesen Namen gewählt? Alfred Karsten taufte seine Schiffe schon immer nach weiblichen Shakespeare-Heldinnen. Aber Cordelia, die verstoßene Lieblingstochter? Wollte er ihr damit sagen, dass auch er so enttäuscht von ihr gewesen war, dass er sie verbannten musste? Oder dass er, genau wie König Lear, seine verstoßene Tochter Cordelia schmerzlich vermisste und erkennen musste, dass er ihr unrecht getan hatte? Es konnte doch kein Zufall sein, dass Alfred Karsten gerade dieses Stück gewählt hatte. Es musste eine Botschaft an sie sein, da war sie sich sicher. Nur welche?

Cordelias berühmte Worte kamen ihr in den Sinn: *Ich bin nicht die Erste, die, Gutes wollend, dulden muss das Schwerste.*

Hatte ihr Vater verstanden, dass sie ihn nie hatte verletzen wollen? Dass all die tragischen Ereignisse, die sie in Gang gesetzt hatte, aus Liebe und Freiheitsdrang geschehen waren? Und nicht, um ihn zu hintergehen?

Einen Moment krampften sich ihre Hände in den Rock ihres Kleides. Um sie her schrien die Möwen ihr ewiges klagendes Lied in den Wind. Lilys Blick verlor sich über dem Meer, hielt nicht die Segel des Schiffes fest, sondern den Horizont dahinter, das endlose Wasser, das hier in England winters wie sommers grau zu sein schien. Bei nahe meinte sie, in der Ferne die Umrisse einer Stadt ausmachen zu können. Dort waren die fünf Kirchtürme Hamburgs, der grüne Michel, das Rathaus, das aus dem Dunst aufragte. Doch sie wusste, dass es nur ein Trugbild war, Geister der Vergangenheit, die sich sogleich in Rauch auflösen würden.

Das Nebelhorn ertönte, und der tiefe, klagende Ton jagte einen Schauer durch sie hindurch. Eines Tages, dachte sie. Eines Tages stehe ich auch dort oben. Und fahre zurück nach Hause.

Plötzlich schob sich eine kleine Hand in die ihre. Jemand zog sie am Kleid. Rasch nahm Lily ihre Tochter auf den Arm und gab ihr einen Kuss auf die Wange. «Du bist ja ganz kalt!»

Hanna hatte wie immer stumm neben ihr gestanden und mit großen Augen alles um sich her aufgenommen, als sähe sie es zum ersten Mal. Lily zog die Handschuhe aus, um ihr über das Gesicht zu streichen. Hanna hatte Pastries gegessen, die Hälfte des buttrigen Gebäcks war auf ihren rosigen Wangen gelandet. Im Gegensatz zu ihr selbst konnte Hanna von Schiffen nicht genug bekommen, vergaß bei ihrem Anblick alles um sich her. Ihr Großvater wäre darüber sicher hocherfreut gewesen. Nur leider hatte er Hanna nie kennengelernt.

«Da werde ich ja auch noch satt!» Lily lachte und küsste ihrer Tochter ein wenig Marmelade vom Kinn. Hanna kicherte und wand sich in ihren Armen.

Zwei elegante Damen in berüschten Kleidern und mit dicken Pelzhauben, die einige Meter entfernt standen und winkten, rümpften die Nase und warfen ihnen empörte Blicke zu. Es war nicht üblich, dass eine Frau von Lilys Stand in der Öffentlichkeit ihr Kind liebkoste. Genauso wenig war es üblich, dass sie kein Korsett trug.

Lily ließen die Blicke kalt. Sie gab Hanna einen Kuss mitten auf die Nase und stellte sie wieder auf die Füße. Dann strich sie ihr Kleid glatt, fuhr mit den Händen betont langsam über die Taille, die unter ihrem Pelzüberwurf zu sehen war und sich im Umfang deutlich von denen der umstehenden Damen unterschied. Sie sah den Frauen mitten ins Gesicht, hielt ihren Blicken stand, bis sie unsicher zur Seite schauten.

Lilys Mundwinkel zuckten triumphierend. «Lass uns rasch nach Hause gehen. Du erkältst dich sonst.»

«Noch ein Schiff schauen!» Hanna streckte die Hände in Richtung Wasser, als wollte sie die *Cordelia* darin einfangen, die nur noch ein Fleck am Horizont war.

«Nächste Woche schauen wir wieder eines an», versicherte Lily.

«Papa auch?», fragte Hanna, und das Lächeln auf Liliys Gesicht verschwand. Sie zog den Schleier tiefer, um den pulsierenden violetten Fleck zu verbergen, der sich unter ihrem linken Auge gebildet hatte.

«Nein», erwiderte sie steif. «Papa nicht.»

«Weißt du, wer die Sozialdemokraten in Hamburg unterstützt?»

«Nein.» Charlie seufzte und warf Jo einen finsternen Blick zu. «Aber ich habe so ein Gefühl, dass du es mir gleich erzählen wirst.»

Er nahm einen großen Schluck Bier, und es schien, als wollte er sich hinter seinem Glas verstecken. Fiete lachte und klopfte Charlie aufmunternd auf den Rücken. Sie saßen im Verbrecherkeller, ihrer Stammkneipe, und waren bereits bei der vierten Runde angelangt. Wie jeden Abend waren die Fenster des Kellers mit Säcken verhängt, sodass nicht einmal das Licht der Straßenlaternen hereindrang. Rauch kräuselte sich unter der Decke, es war voll und laut, die Kerzen an den Wänden schon halb heruntergebrannt. Die drei Männer hatten sich in eine dunkle Ecke neben dem Klavier zurückgezogen. Klebrige Spielkarten lagen verstreut auf dem Tisch, aber schon eine ganze Weile hatte niemand sie mehr anfasst. Wie immer nach ein paar Bier zog Jo die Diskussion auf eine politische Ebene. Und wie immer versuchte Charlie, dem auszuweichen.

Aber Jo hatte sich bereits in Rage geredet. «Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig. Und zwar Männer wie ich. Nicht die wirklich Armen, verstehst du?»

Nicht die Fleetenkieker und Lumpensammler. Nicht die, die es wirklich brauchen! In Vierteln, in denen die Menschen mit höheren Einkommen leben, haben sie viel bessere Ergebnisse!»

«Woher willst du das denn so genau wissen?», brummte Charlie, und Fiete nickte beifällig. «Genau!»

«Glaub mir, es stimmt, sie haben das untersucht. Aber es ist ja auch logisch, dein Quartier ist dein soziales Umfeld. Die Leute, mit denen du täglich zu tun hast, Nachbarn und Freunde, beeinflussen, was du denkst. Und die Opposition macht immer mehr Boden gut, besonders in unseren traditionellen Hochburgen wie St. Pauli und Ottensen.»

«Na, die Leute werden schon ihre Gründe haben, wenn sie die Sozialdemokraten nicht wollen, was?», fragte Charlie mürrisch.

«Unsinn, du weißt genauso gut wie ich, dass die meisten einfach uninformativ sind. Und die, die es am dringendsten brauchen, dürfen gar nicht erst wählen gehen. Was ist mit *ihren* Gründen?», polterte Jo, und Charlie hob die Augenbrauen.

«Ganz ruhig, Junge!»

«Wir waren lange genug ruhig. Das ist ja das Problem. Die gesamte Arbeiterschaft dieser Stadt ist machtlos, von elf Männern darf einer wählen gehen. Man kann sich das scheiß Bürgerrecht kaufen, aber wer gibt dafür schon einen halben Monatslohn aus, wenn er nicht mal genug zu essen hat, frag ich dich?»

Charlie nickte müde.

«Am Ersten Mai werden wir protestieren!» Jo war in Fahrt. «Ich garantiere euch, das wird großartig!»

«Ihr werdet doch aber nicht so blöd sein wie die drüben in Amerika und mit Bomben um euch werfen?», fragte Fiete und legte den Kopf schief. Er spielte auf die Haymarket-Aufstände vor vier Jahren an - den Beginn der

internationalen Arbeiterbewegung. Damals hatte es in Chicago einen mehrtägigen Streik gegeben. Er war von den Gewerkschaften organisiert worden, um eine Reduzierung der täglichen Arbeitszeit von zwölf auf acht Stunden zu erwirken. Hunderttausende Menschen im ganzen Land hatten teilgenommen, aber besonders viele in Chicago.

«*Wir!*», ereiferte sich Jo und sah ihn an. «Nicht *ihr*. Und natürlich ohne Bomben! Aber es ist schon klar, warum gerade dort so viele Menschen teilgenommen haben.»

«Ach ja, und warum?», fragte Charlie lustlos und trank sein Bier aus. Er war offensichtlich nicht im mindesten an dem Thema interessiert. Fiete hingegen lehnte sich aufmerksam vor und forderte Jo mit einem Nicken auf zu erzählen.

Jo kam dem nur zu gerne nach: «Kurz zuvor hatten Arbeiter einer Fabrik sich gegen die Betriebsleitung verbündet und allesamt für bessere Löhne gestreikt. Drei Dollar verdienten sie am Tag, bei Zwölf-Stunden-Schichten. Ich habe gehört, davon konnte man sich in einer Wirtschaft gerade mal ein dürftiges Essen kaufen.» Jo schüttelte wütend den Kopf. «Sie haben die Leute einfach ausgesperrt. Alle Streikenden. Die Arbeit sollten stattdessen gerade eingetroffene Einwanderer machen, die schon Schlange standen. Aber die Arbeiterzeitung hatte dazu aufgerufen, sich mit den Streikenden zu solidarisieren. Wenn sie niemanden finden, der die Stellen besetzt, steht der Betrieb still.» Er haute triumphierend auf den Tisch. «Und siehe da! Es haben sich nur etwa dreihundert gemeldet! Für tausend freie Stellen. Es war ein Riesenerfolg! Das hat die Menschen in Chicago ermutigt. Versteht ihr? Genauso müssen wir es auch machen!»

Fiete schnaubte. «Und woher weißt du das nun wieder alles?»

«Ich lese», erwiderte Jo knapp und trank seinen Schnaps aus. Bei den Worten durchzuckte ihn ein dumpfer Schmerz. Immer noch, nach beinahe drei Jahren, dachte er grimmig und biss die Zähne so fest zusammen, dass seine Wangen zuckten. Es musste doch irgendwann einmal aufhören! Aber es passierte wieder und wieder, meist ganz unvermittelt. Er schaffte es ein paar Tage lang, alles zu verdrängen – oder besser zu ertränken –, und dann kam es wieder hoch, mit der gleichen Wucht wie zuvor.

Bücher und Zeitungen würden für ihn auf alle Zeit mit Lily verbunden sein. Ohne sie hätte er vielleicht niemals richtig lesen gelernt, ihm wären nie die Augen geöffnet worden.

Lily ... Der Name hallte in seinem Kopf nach wie ein Echo aus Schmerz. Er hob die Hand und bestellte bei Pattie eine weitere Runde.

«Mach mal halblang!» Charlie zog seine Hand herunter, aber Jo hob einfach die andere.

«Kümmere dich um deinen eigenen Scheiß», sagte er freundlich, und Charlie seufzte und gab nach. Jo wusste genau, dass er schon vor langer Zeit die Kontrolle über den Alkohol verloren hatte. Er versuchte ja, dagegen anzukommen. Aber wenn er an Lily dachte, konnte er nichts tun. Dann musste er trinken. Und leider hatte er in den letzten drei Jahren ständig an sie gedacht.

An sie.

Und an das Kind.

Er hatte ein Kind ... Und er wusste nicht einmal, ob es eine Tochter oder ein Sohn war. Ob es überhaupt lebte.

«Ich bin gespannt, was sich das Innenministerium einfallen lässt. Die werden uns nicht einfach so protestieren lassen», sagte er, bloß um zu reden.

«Da wären sie ja auch schön blöde.» Charlie grunzte.
«Wisst ihr, wie es in Amerika weiterging?», fragte Jo.

Charlie blickte in sein Glas und reagierte nicht, aber Fiete sah ihn aufmerksam an. «Wie?», fragte er neugierig. «Ich weiß nur von der Bombe.»

«Es gab einen tagelangen Streik. Die Polizei versuchte immer wieder einzuschreiten, Arbeiter wurden verletzt, sogar erschossen, aber der Streik löste sich nicht auf. Die Menschen hatten genug, versteht ihr? Es hat sie nur noch mehr aufgewiegelt, dass die Polizei so brutal vorgegangen ist. Trotzdem blieben die Streikenden friedlich. Erst am vierten Tag ist es dann eskaliert. Als die Bombe fiel. Jemand hat sie einfach mitten in die Menge geworfen. Sieben Polizisten starben. Daraufhin haben sie das Feuer eröffnet und wild um sich geschossen.» Jo spürte, wie Wut und Empörung langsam den Schmerz überlagerten. Darum hatte er sich den letzten Jahren mit voller Wucht in den Arbeiterkampf gestürzt. Sie hielt ihn am Leben, die Wut.

«Viele der Männer, die den Streik organisiert hatten, wurden festgenommen. Es gab keine Beweise dafür, dass sie etwas mit der Bombe zu tun hatten. Nicht einen. Aber der Richter hat einfach behauptet, sie hätten den Täter durch ihre Ideen angestachelt. Vier von ihnen wurden erhängt. Nur weil sie protestiert haben. Könnt ihr euch das vorstellen? Weil sie ein besseres Leben wollten. Einer hat sich vorher in seiner Zelle selbst in die Luft gesprengt. Man sagt, er hat eine Revolverpatrone in den Mund genommen und sie angezündet. Hat ihn glatt enthauptet.» Er machte eine bedeutungsvolle Pause und trank den Schaum von dem neuen Krug, den Pattie vor ihn hingestellt hatte.

Fiete pfiff leise durch die Zähne. «Denkst du, das kann hier auch passieren?»

Jo sah Sorge in seinem Blick aufflackern. Fiete war Kesselflicker. Er gehörte damit zu den Ärmsten unter den Hamburger Arbeitern. Sie wurden *Schietgäng* genannt und standen in der Hafenhierarchie ganz unten. «Was ist, wenn hier auch einer querschießt? Dann müssen wir alle es ausbaden!»

«Durch ihre Ideen angestachelt ... erinnert mich ziemlich an Bismarcks Begründung, um damals die Sozialistengesetze durchzuprügeln», knurrte Charlie jetzt, bevor Jo antworten konnte, und er sah überrascht auf.

Charlie hielt sich aus allem Politischen raus. Es war ihm schlicht egal, was da oben vor sich ging. Was auch immer man ihm an Gegebenheiten vorsetzte, er akzeptierte sie stumm wie ein Fisch und machte seine Arbeit, egal zu welchen Konditionen. Das war schon immer so gewesen. Zumindest seit Jo ihn kannte. Er wusste, dass er früher, als Charlie noch in Irland lebte, ein anderer Mensch gewesen war. Aber dieser Mensch, das hatte sein Freund ihm schon oft glaubhaft versichert, existierte nicht mehr. Er war gestorben, zusammen mit der Frau, die er liebte. Und seiner ganzen Familie.

Wenn man alles verliert, verliert man auch sich selbst, dachte Jo und betrachtete seinen besten Freund. Charlie, der Riese mit dem weichen Herz. Gefährlich sah er aus, wie er da saß und in seinen Bierkrug stierte, mit den vielen Ringen in den Ohren, dem wilden roten Bart, den Tätowierungen auf den Armen, dem grimmigen Blick. Aber Jo wusste, dass es keinen loyaleren Menschen auf der Welt gab. Wenn Charlie einen mochte, dann hatte man einen Freund fürs Leben. Jemanden, der alles für einen tun würde. Charlie hatte ihn in den letzten Jahren oft enttäuscht, er kämpfte mit seiner Opiumsucht und schaffte es nicht, ihrer Herr zu werden. Ständig geriet er in Prügeleien, verlor regelmäßig seine Arbeit, die Jo ihm unter vielen Mühen erst verschafft hatte. Aber wel-

ches Recht hatte er, über Charles zu urteilen? Wenn Jo nicht noch für seine Mutter, seine Brüder, Alma und ihre Kinder sorgen müsste, wer wusste schon, ob er überhaupt noch hier wäre. Charlie hatte nichts und niemanden mehr, nicht einmal seine Heimat. Jo konnte ihm nicht verübeln, dass er nicht mit demselben Feuer für den Arbeiterkampf brannte wie er.

Er nickte. «Du hast recht, es ist die gleiche Begründung.» Er seufzte. «Einer der erhängten Männer, August Spieß, hatte vorher bei den Streiks in Chicago mehrere Reden gehalten. *Man kann nicht ewig wie ein Stück Vieh leben!* Dieser Satz von ihm ist zu einer Art Streitruft der Arbeiter geworden. Und, verdammt, ein wahreres Wort wurde selten gesprochen.»

Fiete lachte trocken. «Recht hat er!» Er richtete sich auf, und Schmerz zuckte über sein Gesicht. Die Arbeit hatte Fiete kaputtgemacht. Nicht nur sein Rücken, auch seine Lunge war zerstört, er hustete Tag und Nacht schwarzen Schleim, hatte Nierenprobleme und konnte nicht mehr gerade gehen. Er sprach weiter, verfiel dabei aber in die *Kedelklopplersprook*, die Kesselklopfersprache, ein verfremdetes Platt - eine Art Geheimsprache, die die Kesselleute unter sich erfunden hatten. Sie benutzten sie, wenn sie in den Kesseln miteinander kommunizieren wollten.

«Sprich so, dass wir dich verstehen», murkte Charlie, und Fiete warf ihm ein halbes Lächeln zu. «Ich sag nur, dass es uns auch nicht bessergeht als denen da drüben», wiederholte er. «Sind ja auch nicht mehr als Vieh. Himmel, das Vieh bekommt wenigstens anständig zu fressen, im Gegensatz zu uns!»

«Ja, weil's keinen interessiert, wenn du vom Fleisch fällst», lachte Charlie. «Aus dir wird ja keine Wurst gemacht!»

Fiete brummelte etwas und hustete. Jo betrachtete ihn sorgenvoll. Fiete war klein und krumm, das freundliche Gesicht verhärmpt. Er sah aus, als könnte der nächste Windhauch ihn umhauen. Aber er war zäh - einer der Gründe, warum er sich so lange als Kedelklopper gehalten hatte. Eigentlich wurde diese undankbare Aufgabe hauptsächlich von Leiharbeitern verrichtet, die keine andere Wahl hatten, aber Fiete war wegen seiner schmächtigen Statur für die meisten anderen Arbeiten ungeeignet. Als Kesselklopfer jedoch war er gut zu gebrauchen, dafür musste man klein und wendig sein. Wenn die Dampfschiffe im Hafen ankamen, dauerte es etwa drei Tage, bis die Kessel stark genug abgekühlt waren, um gereinigt zu werden. Für die Reeder zählte aber jede Sekunde, deshalb zwangen sie die Klopper in die Kessel hinein, sobald es ging - wenn diese noch vor Hitze dampften. Die Arbeiter zwängten sich durch die Öffnungen, die «Mannlöcher» genannt wurden und nur etwa vierzig Zentimeter groß waren. Meist war es immer noch unerträglich heiß dort drinnen. Boden und Wände waren mit harten Belägen bedeckt, die die Männer herunterklopfen mussten. Es war eng, stickig, und die Arbeit verursachte einen höllischen Lärm. Deshalb lehnte Fiete sich auch so oft nach vorne, wenn man mit ihm sprach. Er hörte nicht mehr gut.

«Mehr als tausend Männer arbeiten in den Schietgängen», sagte Jo. «Ich schätze, dass wir um die vierhundert Klopper haben. Habt ihr etwa keine Rechte?», fragte er, und Fiete nickte nachdenklich, sah aber aus, als wäre er sich nicht ganz sicher. «Im letzten Jahr gab es sechzehn Kesselexplosionen, achtundzwanzig deiner Kollegen sind gestorben. Es hätte genauso gut dich treffen können!» Jo wurde lauter, als er merkte, dass er Fietes Aufmerksamkeit hatte.

«Aber was können wir schon tun? Die Reeder haben doch das Sagen», warf Fiete unsicher ein.

«Und genau das müssen wir ändern!», rief Jo ein wenig zu heftig, und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Ränder seines Sichtfeldes verschwammen bereits ein bisschen, er sah Charlie und Fiete nicht mehr ganz so deutlich wie noch vor einer Stunde. Diesen Zustand mochte er am liebsten. Er war noch nüchtern genug, um klare Gedanken zu fassen, aber betrunken genug, dass alles nicht mehr so schwer schien. Nicht mehr so einsam. So hoffnungslos. Betrunken fühlte sich alles leichter an. Morgen früh würde er es natürlich bereuen. Wahrscheinlich würde er mal wieder im Hinterzimmer der Kneipe aufwachen, am Boden zusammengekrümmt zwischen all den anderen Männern, die für ein paar Groschen hier übernachteten. Aber jetzt war ihm das herzlich egal. Er leerte seinen Krug in einem Zug.

Ein kleines Mädchen war hereingekommen. Sie trug ein buntes Kleid, kletterte barfuß auf einen der Tische und begann, mit klarer Stimme ein Lied zu singen. Dabei hielt sie einen bemalten Eimer hoch, in den die Zuschauer Geld werfen sollten. Jo betrachtete sie traurig. Was Lily wohl sagen würde, wenn sie sie hier sähe? Er wusste es genau. Sie würde empört aufspringen und die Kleine vom Tisch runterziehen, sie aus dieser stinkenden Hölle rauschaffen und ihr erst einmal etwas zu essen kaufen. So war sie eben. Hoffnungslos idealistisch.

Die drei Männer lauschten stumm dem Lied, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Jo sah, dass Charlies Augen gefährlich schimmerten. Mit Musik bekam man ihn immer, sein irisches Herz wurde sofort weich, wenn jemand zu singen begann. Er selbst konnte Fiedel spielen wie kein anderer, seine geliebte Mundharmonika hatte er jedoch seit seiner Flucht aus Irland nicht mehr angefasst.

«Eine Schande ist das», brummte Charlie in seinen Bart, und Jo konnte ihm nur zustimmen.

Er wusste, dass die Kleine gefährlich lebte. Nicht nur wegen der vielen betrunkenen Männer, sondern auch wegen anderer skrupelloser Gestalten, die nachts die Gassen unsicher machten. In Hamburg blühte der Frauенhandel. «Hauptausfuhrhafen», hatte es neulich in einem Zeitungsbericht geheißen. Von der Hansestadt aus schiffte man sie in Bordelle nach Südamerika oder Asien. Meistens lockten die Schlepper ledige Frauen aus Polen oder Rumänien, aber wenn allzu deutlich wurde, dass niemand groß nach einem Mädchen suchen würde ...

Nachdem die Kleine fertig gesungen hatte, hob jemand sie vom Tisch, und sie drehte eine Runde durch die Kneipe, hielt den Eimer hin und lächelte verführerisch, wobei sie ihre verfaulten Zähne zeigte. Als sie näher kam, sah Jo, wie dünn sie war. Und er roch den Alkoholdunst, der von ihr ausging. Das Mädchen war keine zehn Jahre alt. Und sturzbetrunken.

Wahrscheinlich der einzige Zustand, in dem sie das Leben noch erträgt, dachte er und kramte in seiner Tasche nach Geld. Das konnte er nur zu gut nachvollziehen. Bevor er die Münzen in den Eimer fallen ließ, hielt er das Mädchen kurz am Arm fest. «Das ist alles, was ich dabeihabe. Wenn ich es dir gebe, versprichst du mir, dass du davon etwas zu essen kaufst?», fragte er.

Sie sah verblüfft auf die vielen Münzen in seiner Hand. Dann nickte sie eifrig. Jo seufzte. Was sollte er tun, er konnte die Kleine ja schlecht mit nach Hause nehmen.

«Und wer zahlt die nächste Runde?», brummte Charlie, kramte aber nun selbst in seiner Tasche.

«Na, du natürlich, wer denn so...», setzte Jo an, doch er brach ab. Sein Atem stockte. Eine Frau war eingetreten, sie trug ein Tuch um den Kopf, und eine Sekunde lang dachte er, sie wäre es.

Lily.

Es war wie ein Faustschlag in den Magen. Im Dämmerlicht wirkte die Szene genau wie damals. Er sah es noch genau vor sich, wie sie in den Keller gekommen war, auf der Suche nach ihm, in ihrem kostbaren Kleid, mit aufgesteckten Haaren und unschuldigem Gesicht. Ihrem wunderschönen Gesicht ... An diesem Abend hatten sie sich das erste Mal geküsst. Er starrte die Frau auf der Treppe an wie eine Erscheinung. Doch dann nahm sie das Tuch ab, und der Zauber verflog. «Greta!» Er seufzte.

Die Frau ließ die Augen durch die Menge schweifen. Als sie ihn sah, lächelte sie und schritt auf ihn zu.

Jo hob die Hand und bestellte eine neue Runde für den Tisch.

Eine Stunde später trat Charlie auf die dunkle Gasse hinaus, blieb stehen und rülpste. Er musste mal ein bisschen Luft schnappen. Nicht auszuhalten, wie Greta sich an Jo ranmachte, seine Betrunkenheit ausnutzte, um ihn zu umgarnen. Lily war kaum zwei Wochen fort gewesen, da stand sie schon wieder auf der Matte. Seitdem versuchte sie, Jo dazu zu bringen, mit ihr durchzubrennen. Und wenn er weiter so trank, würde sie es bald schaffen. Himmel, vielleicht war es ja nicht die schlechteste Idee. Der Junge brauchte Ablenkung. Etwas Neues, jemanden, um den er sich kümmern konnte. Aber Greta? Charlie hatte sie nie gemocht. Und sie war verheiratet, Herrgott. Auch wenn sie das nicht wahrhaben wollte. Wann immer ihr Seemannsgatte auf dem Wasser war, krallte sie ihre Klauen in Jo und ließ ihn nicht mehr los.

Charlie schwankte ein wenig und hielt sich an einer Laterne fest. Über den Dächern von Hamburg schien ein kleiner roter Wintermond. Die Schornsteine qualmten stumm in den Nachthimmel, es war eiskalt, und nur

wenige Gestalten streunten in den Gassen umher. Aber zumindest überdeckte die kühle Nachluft den Gestank der modernden Fleete und half ihm, wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Er machte sich Sorgen um seinen Freund. Jo hatte sich nie von seinem Verlust erholt. Aber in letzter Zeit kam zu dem Alkohol eine beinahe manische Politikbessessenheit. Er las jedes Flugblatt, das er in die Finger bekam, ging zu Versammlungen, hielt jeden Abend in den Kneipen glühende Reden. Die progressiven jungen Arbeiter machten sich nun, da Bismarck entlassen worden war, große Hoffnungen, dass sich etwas ändern würde. Sie wollten die Sozialistengesetze endlich kippen. Jo hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das System umzukrempeln, dem kleinen Mann zu helfen. Charlie schnaubte. Hoffnungslos idealistisch, das war er. Als ob man etwas ändern könnte. Das Leben war nun mal nicht gerecht. Es gab solche, die hatten, und solche, die nicht hatten. Fertig. Als ob die reichen Pfeffersäcke plötzlich mit Geld um sich werfen würden, nur weil ein paar Arbeiter auf die Straße gingen.

Er legte den Kopf in den Nacken. Ob in seiner Heimat jetzt die gleichen Sterne über dem Dorf blinkten? Einen Moment schloss er die Augen und bekämpfte den glühenden Schmerz, der plötzlich in ihm aufstieg. Er atmete ein paarmal tief ein und aus. Als er die Augen wieder öffnete, war sein Blick hart. Er durfte nicht an sie denken!

Um sich abzulenken, schob er mit der Hand einen der Säcke beiseite, die vor den Fenstern hingen. Durch den Dunst sah er Fiete, Greta und Jo in der Ecke sitzen. Im flackernden Licht der Kerzen wirkten ihre Gesichtszüge tiefer als bei Tag, die Augen dunkler, die Gesten eindrücklicher. Jo war sternhagelvoll, Charlie sah es genau an der Art, wie seine Hände unruhig über den Tisch wanderten, sein Blick sich an nichts festhalten konnte, er

den Rücken besonders gerade hielt. Er und Greta stritten schon wieder. Wahrscheinlich würde Charlie ihn wie so oft nach Hause schleppen müssen. Plötzlich musste er lächeln. In letzter Zeit hatten sie die Rollen getauscht: Eigentlich war es immer Jo gewesen, der sich um ihn kümmerte. Aber Charlies Sucht war anders als die nach Alkohol. Leichter zu verstecken.

Er musste daran denken, wie er und Jo sich kennengelernt hatten. Sie hatten im selben Haus gewohnt, Jo mit seiner Familie, er als Schlafgänger bei einer Witwe. Eines Nachts war er von grauenvollem Geschrei geweckt worden. Das Ehepaar in der Wohnung unten stritt sich mal wieder, aber diesmal klang es, als würde der Mann seiner Frau bei lebendigem Leib die Haut abziehen. Er war wütend aus dem Bett gefahren und im gleichen Moment wie Jo vor der Tür der beiden angelangt. Im stummen Einverständnis zweier um ihren dringend benötigten Schlaf gebrachter Arbeiter hatten sie sich den Kerl vorgeknöpft. Und zwar richtig. Danach hatte es nie wieder einen Mucks gegeben aus der Wohnung. Die Frau hatte ihnen noch wochenlang Kuchen gebacken. Und obwohl sie schon lange nicht mehr im selben Haus wohnten, waren er und Jo seitdem Freunde.

Beste Freunde.

Plötzlich zupfte ihn jemand am Ärmel. Als er sich umdrehte, blickte er in das verhärmte Gesicht eines alten Mannes. Seine Nase war rot gefroren, ihm lief der Rottz in den Mund. Der Mann hielt ihm ein Bild hin und sah ihn hoffnungsvoll an. «Ich male Ihre Liebste. Sie erzählen mir, wie sie aussieht, und ich zeichne. Wenn Sie nicht zufrieden sind, kostet es nichts!»

Charlie war bei den Worten erschrocken zusammengezuckt. Jetzt schüttelte er den Kopf. «Ich habe keine Liebste», erwiderte er schroff. Eine Sekunde zögerte er, der Alte trug nur eine dünne Jacke und schlotterte

vor Kälte. «Versuch dein Glück woanders, Mann, dadrin wirst du niemanden finden, der für so was Geld ausgibt», brummte er freundlich und klopfte dem Alten kurz auf die Schulter. Dann ging er wieder hinein.

Als ihn im Keller die gewohnte Mischung aus Rauch, Schweiß und Bierdunst in Empfang nahm, blieb er einen Moment stehen. Nervös strich er sich über den Bart. Kurz war er versucht gewesen ... Was, wenn der Mann es wirklich konnte? Was, wenn Charlie sie sehen würde? Nach so vielen Jahren. Er hatte kein einziges Bild von ihr. Bei dem Gedanken brach ihm der Schweiß aus. Alles in ihm sehnte sich danach, wieder hinauszulaufen und den Mann anzuhalten. Aber wie sollte es funktionieren? Es war ja unmöglich! Wie sollte er sie beschreiben? Ihre wachsamen, nachdenklichen Augen. Ihr Lächeln, bei dem sie ein wenig die Lippen schürzte, sodass ein Grübchen neben dem rechten Mundwinkel entstand. Die feine Nase, die immer anders aussah, je nachdem, aus welchem Winkel man sie betrachtete.

Manchmal war er selbst nicht mehr sicher, ob er sich richtig erinnerte. Dann versuchte er, sich ihr Gesicht vorzustellen, und es verschwamm vor seinen Augen, löste sich auf und setzte sich neu zusammen, eine Grimassee aus verzerrten Erinnerungen. In diesen Momenten schnürte ihm die Panik den Hals zu. Dann wurde es ihm vollkommen und unwiderruflich bewusst: Er würde sie niemals wiedersehen. Niemals. Ihr Gesicht würde nur immer mehr verschwimmen, verblassen und sich irgendwann ganz auflösen.

Nein, dachte er und schüttelte den Kopf. Es war unmöglich. Und vor allem war es gefährlich. «Tote soll man nicht wecken!», flüsterte er und ging entschlossen zum Tisch zurück.

Aber er merkte, wie seine Handflächen kribbelten.

«Haben wir *King Lear* in der Bibliothek?» Lily ließ die Gabel sinken. Der Ananaskuchen mit den glasierten Kirschen, den es zum Nachtisch gab, schmeckte vorzüglich, aber sie wusste, was dieses extravagante Dinner aus importierten Lebensmitteln gekostet hatte, und konnte es nicht genießen. Wenn man einmal in Dreck und Armut gelebt hatte, sah man Verschwendug mit anderen Augen. Doch Henry bestand darauf, dass nur die ausgewähltesten Speisen auf den Tisch kamen. Bezahlt von ihrem Vater, wie alles hier im Hause.

Ihr Ehemann hob den Kopf und sah sie an. Es kam dieser Tage nicht oft vor, dass sie das Wort an ihn richtete, besonders nicht in neutralem oder gar versöhnlichem Ton. Ein Ausdruck der Überraschung huschte über sein Gesicht. Sein Blick blieb eine Sekunde zu lang an ihrem geschwollenen Auge hängen. Er räusperte sich. «Sicherlich», erwiederte er. «Warum fragst du?»

Lilys Mund zuckte. Henry hatte keine Ahnung, welche Bücher in der Bibliothek standen. Er hatte die gesamte Einrichtung einem pleitegegangenen Aktionär abgekauft und seither keines Blickes mehr gewürdigt. In gutem Hause musste man eine Bibliothek haben, das war alles, was ihn interessierte. Lily hatte sich zunächst sehr über die unzähligen Bücher gefreut, aber bald feststellen müssen, dass die Auswahl ganz und gar nicht ihrem Geschmack entsprach. Fast alles lateinische Sachbücher oder Abhandlungen über die Rosenkriege. Auch waren viele der ledergebundenen Reihen Attrappen, wie sie verblüfft feststellte, als sie einen Dickens aus dem Regal ziehen wollte. Die Oberschicht Englands schmückte sich anscheinend gerne mit einer intellektuellen Fassade, war aber nicht bereit, dafür viel Geld zu investieren. Schöner Schein, dachte sie. Genau wie im alten Preußen. Und wie so vieles in Henrys Leben. Sie hätte gewettet, dass er noch nie ein Shakespeare-Stück gelesen hatte.

«Oh, nur so. Ich mag Thomas Hardy», erwiderte sie unschuldig.

Henry nickte ernst. «Ein großartiger Schriftsteller.»

Lily biss sich in die Wangen, um nicht zu lachen. «Welches Buch von ihm gefällt dir am besten?», fragte sie mit einem Augenaufschlag.

Henry schüttelte den Kopf. «Wie soll man sich da entscheiden?»

Sie setzte eine ausdruckslose Miene auf, die ihre Verachtung verbergen sollte. Warum konnte er nicht einfach zugeben, dass er keine Ahnung von Thomas Hardy hatte? Und noch weniger von Shakespeare. Und dass er niemals im Stande wäre, ein Buch auf Englisch zu lesen.

Genau wie Lily nahm Henry seit ihrer Ankunft jede Woche Privatstunden. Sie selbst verschlang inzwischen englische Bücher, hatte großen Gefallen an der Sprache gefunden, als sie merkte, dass es in Großbritannien im Gegensatz zum Kaiserreich unzählige weibliche Schriftstellerinnen gab, deren gesellschaftskritische Bücher ihr die langen nebligen Abende versüßten. Henry hingegen kam nur langsam voran. In Konversation war er passabel geworden, doch seine Kenntnisse reichten bei weitem nicht, um sein Medizinstudium abzuschließen – nur einer der Gründe, warum er in letzter Zeit ungeduldiger und jähzorniger war denn je.

«Ich bitte Mary, es dir herauszusuchen.» Er lächelte sie an. Beinahe sah sie so etwas wie Hoffnung in seinen Augen aufblitzen. Sie konnte seine Gedanken lesen: Sollte es tatsächlich geschehen, dass sie eine normale Unterhaltung am Esstisch führten, wie Mann und Frau, ohne sich zu streiten oder eisern anzuschweigen?

«Danke. Aber da wird sie sich schwertun. *King Lear* ist nämlich von Shakespeare», erwiderte Lily zuckersüß. Sie rückte ihren Stuhl zurück. «Ich bin müde, darf ich mich zurückziehen?»

Henry starrte sie an. Nach einer Sekunde des Er-schreckens wurde sein Gesicht dunkel vor Zorn. Er presste die Lippen zu einem weißen Strich zusammen, seine Hand krampfte sich um die Serviette.

Lily machte sich keine Sorgen, er schlug sie nie in nüchternem Zustand. Als er nichts erwiderte, stand sie auf und ging betont langsam um seinen Stuhl herum aus dem Raum.

Du bist ein Biest, dachte sie, sobald sie sich draußen gegen die Tür lehnte. Ein richtiges Biest, Lily Karsten.

Als sie merkte, dass sie von sich selbst immer noch als Lily Karsten dachte, schüttelte sie ungeduldig den Kopf. Sie hatte sich nie an das *von Cappeln* gewöhnen können. Einzig die Tatsache, dass ihre Tochter auch so hieß, versöhnte sie ein wenig damit, dass man ihr die Ehe mit Henry aufgezwungen hatte.

Behände lief sie die samtbezogene Treppe empor und drückte die Tür zur Nursery auf. Hanna schlief wie immer auf dem Rücken, alle viere von sich gestreckt und das Bettzeug trotz der kühlen englischen Winternacht in eine Ecke gestrampelt. Lily trat leise ans Bett.

Wenn er dich nur sehen könnte. Dieser Gedanke schoss ihr mindestens fünfmal am Tag durch den Kopf. Immer noch, auch nach über drei Jahren.

Er wäre so stolz. Dein Vater.

Behutsam knotete sie die Schlafhaube auf, die das Kindermädchen immer viel zu fest um Hannas kleines Kinn zurrte. «Sie kriegt ja keine Luft», protestierte Lily jeden Abend, aber Conny bestand darauf, dass die Haube straff sitzen musste. «Sonst fallen die Haare heraus und verknoten sich.» Es war zu einem Spiel geworden, dass Lily nachts hereinschlich, nach ihrer Tochter sah und die Haube aufmachte. Am Morgen waren Hannas Haare ein wildes Knäuel, aber Lily sah nicht ein, wozu

ein kleines Mädchen ordentliche Haare brauchte. Was sie brauchte, war guter Schlaf.

Sie wusste, dass ihre Rebellion auch daher rührte, dass beinahe jeder im Hause mehr über ihre eigene Tochter entscheiden durfte als sie selbst. Henry hatte eine Nanny und eine Erzieherin angeheuert, und da sie für ihn arbeiteten und seinen Anweisungen unterstanden, konnten sie sich in vielen Punkten gegen Lily durchsetzen. Sie hatte von Anfang an gewusst, dass sie in ihrer Ehe keine Rechte und noch weniger Entscheidungsfreiheit haben würde. Was dies für ihre neue Rolle als Mutter bedeutete, war ihr aber erst nach und nach so richtig klargeworden. Hanna war ihre Tochter, sie hatte sie neun Monate lang in ihrem Bauch getragen, bei der Geburt beinahe ihr eigenes Leben verloren. Sie war wie ein Teil von ihr, Lily konnte sich nicht mehr vorstellen, auch nur einen Tag ohne sie zu verbringen.

Und doch hatte sie keinerlei Befugnis, wenn es um Hanna ging.

Lily hatte sie nicht stillen dürfen, hatte eine Pumpe benutzen müssen, weil ihre Milch nicht aufhörte zu fließen, und Hanna wurde durch Fläschchen und von einer Amme ernährt. Sie durfte nicht entscheiden, was sie aß, wann sie schlafen ging und wo sie sich aufhielt. Aber Lily wusste, dass sie dankbar sein musste, dass Hanna überhaupt hier war. Nicht nur hatte sie selbst versucht, die Schwangerschaft zu beenden. Henry, da war sie sicher, hatte damals geplant, Hanna direkt nach der Geburt fortschaffen zu lassen. Nie würde jemand wie Henry das Kind eines anderen Mannes aufziehen – noch dazu vom Liebhaber seiner Frau. Nach der Geburt, als die Amme ihn das erste Mal ins Zimmer holte, hatte Lily sich zu ihm vorgebeugt und ihn am Arm gegriffen. «Wenn du mir meine Tochter wegnimmst», hatte sie geflüstert, die Lip-

pen aufgesprungen vom stundenlangen Schreien, «dann springe ich noch am selben Tag in den Fluss.»

Etwas in ihren Augen musste ihm klargemacht haben, dass sie es ernst meinte. Er war blass geworden, einen Moment lang hatte sein Gesicht jeden Ausdruck verloren. Dann hatte er kaum merklich genickt. Er war aufgestanden, hatte einen Blick auf das kleine Bündel geworfen und war wortlos aus dem Zimmer gegangen. Lily hatte sich kraftlos wieder in die Kissen fallen lassen. Dieses Mal hatte sie gewonnen.

Aber sie konnte ihr eigenes Leben nicht jeden Tag als Druckmittel einsetzen. Und im Großen und Ganzen war ihr Dasein hier erträglich. Genau wie sie suchte Henry sich seine Kämpfe sehr genau aus, ließ ihr in vielem aus reiner Bequemlichkeit ihren Willen. Immer wieder zeigte er ihr aber in willkürlichen kleinen Anflügen von Sadismus die Macht, die er über sie besaß. Als wollte er sich vergewissern, dass sie nicht vergaß, wer ihr Ehemann war.

Er entschied.

Über alles.

[...]